Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 447. **Donnerstag** den 2. September 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. September.

Die im heutigen Morgenblatte mitgetheilte Nachricht der „Köln. Ztg." aus Brüssel, daß dort am Dienstag der bis vor Kurzem in London ansässige und erst in der vorigen Woche aus Deutschland nach der belgischen Hauptstadt zurückgekehrte **Anarchist Gustav Daubenspeck** unter dem Verdachte, einen Anschlag auf das Leben des **deutschen Kaisers** zu planen, verhaftet worden sei, wird ergänzt durch das folgende weitere Telegramm des rheinischen Blattes:

* **Brüssel**, 1. September. Der gestern verhaftete Anarchist Daubenspeck, der als solcher der hiesigen Polizei bekannt war und, wie feststeht, vor einigen Wochen eine Reise nach Deutschland unternommen hat, von der er vor wenigen Tagen hierher zurückgekehrt ist, ist vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt, da das Verhör bisher keine directen Beweise für seine Schuld ergab. Die Verhaftung Daubenspeck's erfolgte auf Grund einer Anzeige des fahnenflüchtigen Sergeanten Andreas Schäble vom 4. Großherzoglich hessischen Infanterie-Regiment „Prinz Karl" Nr. 118. Schäble, der fahnenflüchtig geworden ist aus Furcht vor einer ihm wegen Thätlichkeiten gegen seine Untergebenen drohenden Strafe, arbeitete hier als Schuhergeselle bei einem deutschen Meister Namens Unverzagt. In dessen Werkstatt will er nach seiner Mittheilung Andeutungen über die geplanten Anschläge in Deutschland gehört haben, von denen Daubenspeck wußte, wenn er auch, was bis jetzt nicht feststeht, nicht der Anstifter selbst gewesen ist. Schäble telegraphirte am Samstag nach Berlin und machte am Sonntag der hiesigen Polizei Mittheilung. Der Polizei gelang es, gestern Morgen den Daubenspeck im Bette zu überraschen, nachdem sie am Montag vergebens nach ihm gefahndet hatte. Daubenspeck wohnte hier versteckt bei einem Fensterzimmer in der Rue de Riche-Claire. Es ist ein Mann von 60 Jahren und noch sehr rüstig, angeblich ist er aus Crefeld gebürtig. Schäble will heute nach Deutschland zurückkehren und sich seinem Regimente stellen. Der deutsche Wohlthätigkeitsverein hat ihm die Reisemittel bewilligt."

Der Umstand, daß Daubenspeck vorläufig wieder auf freien Fuß gesetzt worden ist, legt die Vermuthung nahe, daß nicht einmal für den Verdacht, er wisse etwas von dem angeblich geplanten Anschlage, ein Anhaltspunct sich gefunden habe. Immerhin wird man erwarten dürfen, daß die Untersuchung mit Eifer fortgesetzt und der Entweichung Daubenspeck's mit Umsicht vorgebeugt werde. Er ist allerdings als Prahlhans bekannt, aber seine Zugehörigkeit zu den Anarchisten steht außer Zweifel, und überdies ist bekannt, daß er seiner Zeit mit Most die intimsten Beziehungen unterhalten hat und daß in den belgischen Städten Brüssel und Lüttich schon öfter die Fäden anarchistischer Verschwörungen zusammengelaufen sind. John Neve, der schleswig-holsteinische Tischlergeselle, ließ sich z. B. auch in Belgien nieder, nachdem er mehrere Reisen in Deutschland unternommen hatte, und suchte von dort aus durch Brandschriften seine Ziele zu erreichen. Aus dem Zuchthause in Halle, wo er dann saß, wußte er sich auf irgend eine Weise in Verbindung mit seinen Genossen zu setzen, die seine Befreiung planten; auch die Ausführung dieses Planes soll von Brüssel aus betrieben worden sein. Wessen man sich von den Anarchisten im Allgemeinen zu versehen hat, lehrt die Auslassung spanischer Genossen, nachdem Canovas gefallen, werde ein Anderer und Höherer an die Reihe kommen, und daß auch in Deutschland der Anarchismus vor dem furchtbarsten Verbrechen nicht zurückschreckt, das lehren die Vorgänge bei der Enthüllung des Niederwalddenkmals und die Ermordung des Frankfurter Polizeiraths Rumpf. Daß in der Umgebung des Kaisers die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, ist daher eine unerläßliche Pflicht der Vorsicht, die hoffentlich auch das etwa von diesen Maßregeln in seiner Schaulust beeinträchtigte Publicum nicht verkennt.

Mit den St. Petersburger Begebenheiten sind die französischen radicalen Blätter wortels-, halb- und ganz-**socialistischer** Färbung keineswegs nur kritiklos zufrieden, sondern verlangen die Veröffentlichung der Abmachungen mit dem Bemerken, dieselben seien einem Verrath der Volksrechte gleich zu achten, wenn sie nichts über Elsaß-Lothringen enthielten. Was sagen dazu unsere „deutschen" Socialdemokraten, welche beständig auf die feindseligen Gesinnungen der französischen „Genossen" zu schwören bereit sind? In den Verbrüderungsscenen von Lille und dem „Tage" von Marseille, als die Herren Bebel und Bueb an der Reichsgrenze vergebens auf den angekündigten Verbrüderungsbesuch des französischen Genossen Jaurès warteten, die dritte Ohrfeige der französischen Socialdemokratie an die Adresse der „ewig blinden" Deutschen.

Wie vorausgesagt, hat der **österreichische** Ministerpräsident Graf Badeni, nachdem sein Experiment, die Deutschen durch seinen famosen „Ausgleichs"-Vorschlag zu versöhnen, mißglückt ist, sich der aus Polen, Tschechen, katholischem Centrum, conservativem Großgrundbesitz, Südslawen, Ruthenen und Rumänen gebildeten Mehrheit in die Arme geworfen. Ihm ist es ja höchst gleichgiltig, mit wem er regiert, wenn er nur regiert. In der Besprechung mit dem Unterausschuß dieser Majorität stellte Badeni als erste Bedingung für ein gemeinschaftliches Vorgehen die Forderung auf, daß die Mehrheit aus eigener Kraft die Obstruction der Minderheit breche und eine geordnete Weiterführung der Geschäfte des Parlaments ermögliche. Wie schon in einem Theil der Ausgabe des Morgenblattes mitgetheilt werden konnte, hatte die Conferenz der Obmänner des Clubs der Rechten mit Badeni, welche mehrere Stunden in Anspruch nahm, ein volle Theile befriedigendes Resultat. Der Pact ist also geschlossen, und wir warten mit Spannung auf die ersten Versuche, die deutsche Obstruction zu brechen. Viel Erfolg versprechen wir dem Grafen Badeni nicht, denn in den Reihen der Majorität herrscht jetzt schon Uneinigkeit. Die Polen grollen darüber, daß die Tschechen so ohne Weiteres und als ob es sich von selbst verstände, die Führung der Majorität an sich gerissen haben. So schrieb erst dieser Tage der „Przegląd", die Tschechen dürften nicht glauben, daß die parlamentarische Majorität und das ganze Parlament nur ihretwegen da sei. Wenn die Tschechen nicht begreifen lernen, daß außer ihnen auch Polen, Slowenen, Deutsche und noch andere Völker in der Majorität vertreten seien und daß auch noch der Staat da sei, so werde die Majorität nicht lange bestehen. Der „Kurjer Lwowski" murrt, daß die Polen es nur den Tschechen danken, wenn sie sich nicht blos in Oesterreich, sondern auch in Deutschland verhaßt machen. Auch einer starken Gruppe der Klerikalen hat sich diese Mißstimmung über die Confiscation der ganzen Majorität für den tschechischen Größenwahn bemächtigt. Die „Salzburger Chronik" fand sich bemüßigt, darauf aufmerksam zu machen, daß auch die gegenwärtige Majorität im Grunde genommen nur eine Coalition sei, die auf gegenseitigem Entgegenkommen beruhe, und daran zu erinnern, daß vom katholisch-conservativen Standpuncte der Liberalismus der Tschechen sich von dem der Deutsch-Liberalen nicht wesentlich unterscheide, und daß schließlich die katholische Volkspartei nur unter Wahrung ihrer wesentlichen Programmpuncte der Majorität beigetreten sei. Aber auch wenn der Ritt, mit welchem diese Mehrheit zusammengeleimt ist, wider Erwarten halten sollte, so brauchen die Deutschen doch nicht bange zu sein. Ein Glück, daß die „N. Fr. Pr." schreiben kann:

„Auf der Seite der Opposition sitzen heutzutage ganz andere Leute, als die geduldige deutsch-liberale Staatspartei von Anno Toaffe, die sanftmüthig den Kopf auf den Block legte und wartete, bis das Fallbeil der Abstimmung auf sie niederfiel. Die Deutschen sind mündig geworden. Sie sind nicht ohne Nutzen durch die Schule gegangen, welche die Vorgänger der heutigen Majoritätsparteien ihnen bereitet hatten, sie haben gelernt, daß in Oesterreich die Regierungen nur stark sind gegen die Schwachen, daß sie aber schwach sind gegen die Starken, und daß daher nicht Diejenigen Berücksichtigung und Werthschätzung finden, die durch Patriotismus sich um den Staat verdient machen, sondern Diejenigen, die es verstehen, unbeugsam ihr Recht und ihr Interesse zu vertreten und durch die Hoderniße, die sie der Bequemlichkeit der Regierungen bereiten, sich Berücksichtigung und richtige Schätzung erzwingen."

Diese richtige Schätzung dürfte sich sehr bald wieder einstellen, wenn erst die Parteien der Majorität mit ihren auf Vernichtung der Staatseinheit gerichteten Sonderwünschen an die Regierung herantreten. In diesem Cardinalpuncte ist einzig und allein auf die Deutschen sicherer Verlaß. Für die beiden **deutschen** Minister im Cabinet Badeni hat nunmehr wohl die Stunde des Abschieds geschlagen.

Der der **französischen** Regierung nahestehende „Temps" veröffentlicht in der gestern Abend eingetroffenen Nummer unter der Ueberschrift: „Die Kundgebungen in der Provinz" den Wortlaut zweier Telegramme, die zwischen mehreren Einwohnern Elsaß-Lothringens, „welche nach Pont-à-Mousson gekommen waren", und dem französischen Ministerpräsidenten Méline gewechselt worden sind. Diese Telegramme lauten nach dem „Temps" wörtlich:

„Im Namen der lothringischen Gruppen, die das annectirte, aber allezeit französische Lothringen vertreten, bitten wir Sie, sich beim Präsidenten der französischen Republik zum Dolmetsch unserer Gefühle unwandelbarer Freundschaft zu machen. Nach so vielen vergossenen Thränen der Betrübniß hat uns der unvergeßliche Tag von Neustadt Thränen der Freude vergießen lassen und erweckt unsere Herzen wieder für die Hoffnung."

„Herr Méline hat", wie der „Temps" wörtlich hinzufügt, „auch das folgende Telegramm beantwortet":

„Der Conseilspräsident, Minister des Ackerbaues, sehr gerührt von den Gefühlen, die durch die Gruppe von Lothringern, zu deren Dolmetsch Sie sich gemacht, ausgedrückt worden sind, bittet die Herren Delegirten, ihren Kameraden der Gruppe die Glückwünsche und die Dankbarkeit der Regierung für ihren glühenden Patriotismus zu übermitteln."

Unter ausdrücklicher Hervorhebung seiner Eigenschaft als Ministerpräsident erachtet Herr Méline es also nach der Mittheilung des „Temps" für angemessen, die Lothringer zu beglückwünschen, die in ihrem Telegramm sich als Repräsentanten der „Lorraine annexée, mais toujours française" bezeichnet hatten und nun ihre Herzen zu neuer Hoffnung erwacht sehen. Von deutscher Seite müssen nunmehr jedenfalls Erklärungen darüber verlangt werden, ob der französische Ministerpräsident wirklich, wie es scheint, gegen den Frankfurter Frieden hat demonstriren, oder den Absendern des Telegramms nur mit einer Phrase seinen Dank für ihre „gute Meinung" hat ausdrücken wollen, jedenfalls war es — und besonders im gegenwärtigen Augenblick — mindestens außerordentlich tactlos, den Lothringern, also deutschen Unterthanen, überhaupt zu antworten und mit ihnen in einer Weise in Beziehung zu treten, welche geeignet ist, zu der Annahme Anlaß zu geben, das amtliche Frankreich freue sich, die Worte des Zaren „droit et justice" im Sinne des französischen Chauvinismus ausgelegt zu sehen.

In der **russischen** Presse kommt durchweg eine Beurtheilung der **franco-russischen Alliance** zum Worte, welche bestrebt ist, dieselbe gegen jeden Verdacht einer Dreibundfeindlichkeit in Schutz zu nehmen. U. a. schreibt die „Nowoje Wremja", die Proclamirung der längst erwarteten, in Rußland längst bekannten Thatsache von der Existenz einer formellen russisch-französischen Allianz habe das große Werk der völligen Befestigung des Weltfriedens gekrönt, und fährt dann fort:

„Die beiden Bündnißgruppen der Continentalmächte haben nicht den allermindesten Anlaß, aneinander zu gerathen. Rußland und Frankreich wünschen genau so aufrichtig wie Deutschland, Oesterreich und Italien, den Frieden in Europa aufrecht zu erhalten. Sie Alle sind davon überzeugt, daß es in ihrem Interesse liege, auf dem Boden der actuellen internationalen Probleme gemeinsam zu operiren. Die gegenwärtig bestehende „continentale Uebereinstimmung" hat eine actuelle Bedeutung und verspricht daher, sich als fest und dauerhaft zu bewähren. Mögen einzelne Chauvinisten und Volontaire auf politischem Gebiet das nicht begreifen wollen, die Regierungen sind hiervon so überzeugt, daß nur in England Regierungsblätter der letzten Geschehnisse wegen von der Nothwendigkeit einer Flottenverstärkung reden können ... Dieses Bündniß, dessen Charakter allen ehrsüchtigen Intriguen fremd ist, wird es ermöglichen, daß auf dem europäischen Festlande ein modus vivendi sich herausbildet, der gleichmäßig allen Staaten Vortheile gewährt."

Das Problem einer Annäherung Frankreichs an Deutschland behandelt in einem dem letzteren sehr freundlichen Tone der „St. Petersburger Herold". Das einflußreiche Blatt schreibt:

„Der Zweibund hat bei der gegenwärtigen Weltlage die Erhaltung des europäischen Friedens zur Voraussetzung, und somit ist das französisch-russische Bündniß dazu bestimmt, die französischen Rachegelüste abzuschwächen, die bereits heute in einer weit milderen Form zu Tage treten, als zu Zeiten Boulanger's und der Patriotenliga. Es ist doch kein bloßer Zufall, daß gerade jetzt, wo ganz Frankreich fast eine Woche lang mit Spannung hinhorchte, ob in Petersburg von einem Bündniß gesprochen werden würde, das Thema der Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland durch Vermittelung Rußlands in der französischen Presse behandelt wird. In diesem für den europäischen Frieden so günstigen Umschwung ist die Wirkung des Bündnisses Rußlands mit Frankreich nicht zu verkennen; um so unverständlicher war daher der heiße Wunsch der Franzosen, von Petersburg her das Wort Bündniß zu vernehmen, ihr Sehnen nach einem geschriebenen Vertrag, der sich am allerwenigsten gegenwärtig gegen Deutschland richten kann, zu dem Rußland die besten Beziehungen unterhält. Zu einem geschriebenen Vertrag zwischen Rußland und Frankreich könnten sich aber alle Freunde des europäischen Friedens beglückwünschen, wie er, wie die „Daily News" richtig bemerken, thatsächlich den Frankfurter Frieden verbürgen würde. Bis zu einer Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland ist es wahrscheinlich noch recht weit, doch die Revanchefehde verblaßt immer mehr und mehr und hat nach den Peterhofer Festtagen jede Berechtigung verloren. Wenn die französische Presse die Kronstädter Toaste enthusiastisch begrüßt hat, so feiert sie im Grunde die herannahende Versöhnung mit Deutschland, die für die dauernde Erhaltung des Weltfriedens eine Bedingung sine qua non ist."

Wenn diese Ausführungen, wie wahrscheinlich, die Auffassung der russischen Regierung wiedergeben, so kann der „Pester Lloyd" sehr wohl gut unterrichtet sein, wenn er behauptet, daß die bis zur Abreise des Präsidenten hinausgeschobene Proclamirung der „Allianz" „nach intimen Auseinandersetzungen des Zaren mit Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm" stattgefunden habe. Aber auch wenn dies nicht der Fall wäre, ja wenn selbst die neue Annäherung zwischen unseren Nachbarn im Osten und im Westen einen bedrohlichen Keim in sich schließen sollte, so genügt der Hinweis auf diejenige Coalition, welche solchen Eventualitäten dereinst die Spitze bieten sollte, um etwaige

Feuilleton.

Vermißt.

1] Erzählung von Franz v. Lutter.

Nachdruck verboten.

Im Schatten des Waldes hatte ich eine kurze Mittagsrast gehalten. Kein Blättlein regte sich, die Vögel schienen verstummt. Heiße, schwere Luft deckte seit mehreren Tagen die Erde, auf Bäume und Pflanzen hatte sich eine graue Staubschicht gelagert und gab ihnen ein schlaffes, verkommenes Ansehen. Müde und schwerfällig, nicht frisch wie ein froher Ferienwanderer, war ich bis zum Waldsaume vorgedrungen und schaute fast theilnahmslos von der Höhe herab auf die Landschaft, die im grellen Sonnenlichte mir entgegenflimmerte. Sollte ich den schattenlosen Abstieg zu dieser Tageszeit unternehmen? Noch stand ich unschlüssig, gedeckt von der breitästigen Krone einer mächtigen Buche, als auf der kahlen Höhe mir gegenüber eine Staubwolke aufwirbelte, und fast unmittelbar darauf strich ein frischer Windzug rauschend durch die Wipfel der Bäume. Im Osten erhob sich drohend ein finsteres Wolkenhaupt.

Die ersten schweren Tropfen erquickten den durstigen Erdboden, als ich in die enge Wirthsstube im Dorfe unter der Höhe eintrat. Nur vereinzelt durchzuckte ein Blitzstrahl das Luftmeer und träge folgte ihm grollender Donner. Das Gewitter kam nicht in seiner ganzen Gewalt zum Ausbruch. Dafür aber entströmte dem Himmel ein gleichmäßiger Regen, der das Herz des Landwirthes mit heller Freude erfüllt, der dem lechzenden Acker würzigen Erdduft entlockt. Nur der Wandersmann sieht trübe drein. Vor seiner Seele steigen die verlorenen Ferientage auf, die ein hartnäckiger Landregen in seinen grauen Mantel hüllt.

An Fortsetzung meines Weges war für heute nicht zu denken, der nächste größere Ort lag zu weit entfernt, die an sich mangelhaften Wege waren durch den Regen fast grundlos geworden, für einen Wagen reichte die Reisecasse nicht. Eine Zeit lang hatte ich dem breiten Geschwätz des behäbigen Dorfwirthes zugehört, dann aber hielt ich es nicht mehr aus in der dumpfen Luft des kleinen Zimmers. Mein Nachtquartier war besorgt, der Regen rieselte nur noch in feinen Strähnen — vielleicht gab es im Dorfe irgend ein interessantes Gebäude, dessen Betrachtung sich verlohnte. Ich schlenderte durch die kleinen schmutzigen Gassen, die sich zwischen den Gehöften hinzogen. Saubere, aber langweilige Bauernhäuser, eins wie das andere. Die Kirche war ein schlichter Bau aus der armen Zeit nach den Befreiungskriegen, gegen die Höhe zu dehnte sich die kahle Front eines großen Herrenhauses, das aus dem Schatten eines Parkes hervorragte. Ihm fast genau gegenüber an der andern Seite des Dorfes, wo das Gelände zu einer mäßigen Kuppe anstieg, strebte ein schmucker gefälliger Bau empor, der angenehm zu seiner Umgebung contrastirte.

Ich hatte das Dorf verlassen und stand nach kurzer Wanderung auf dem Friedhofe. Schlichte hölzerne Kreuze, ab und zu ein kissenartig verarbeiteter Sandstein mit verwitterter Inschrift, meist schmucklose grasbewachsene Hügel. Nur in der Mitte des mauerumhegten Raumes erhob sich ein stolzer Granitobelisk. Vor ihm breitete sich ein wohlgepflegtes Teppichbeet aus, und in seinem unteren Theil war eine weiße Marmorplatte eingelassen, deren goldene Inschrift meldete: „Dr. med. Karl Herward, prakt. Arzt, geb. am 11. Februar 1842, von ruchloser Hand ermordet am 20. Januar 1871. — Sei getreu bis an den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben."

War es die trübe Witterung, war es die protzige Vornehmheit des Denkmals inmitten der ärmlichen Hügel, die meine Stimmung beherrschte, die ein widerwilliges Gefühl mir einflößte? Der Regen hatte den Granit mit einer nassen Schicht überzogen und er schien mir aus der dunstigen Atmosphäre hervorzuschillern wie das feuchte Auge einer Schlange. „Giftiger Mund und böses Herz ist wie ein Scherben mit Silberschaum überzogen" — unvermittelt, ohne logischen Zusammenhang fuhr mir dieser Spruch Salomonis durch den Sinn, ich wandte mich hastig von dem Denkmale ab, um meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Da, in der Ecke des Friedhofes, wo ein hoher Tannenhain ihn begrenzte, erhob sich eine mächtige Linde, und unter ihrem Laubdache war ein Greis beschäftigt, zwei Hügel mit frischen Blumen zu schmücken. Der Baum war geblieben, weil jener Theil des Gottesackers noch nicht in allgemeine Benutzung gezogen war — vor langer Zeit pflegten wohl in dunkler Nacht geheimnißvolle Gestalten unter seinen Zweigen sich zu versammeln, feierlich ernstes Manneswort tönte dumpf durch die Finsterniß, freie Bauern sprachen Recht nach uraltem Landesbrauch; heute spielte der Lindenduft um die letzte Stätte der Verbrecher und Selbstmörder, der Friedlosen in den Augen der Menschen.

Was trieb den Alten, diesen Winkel der Sünder zu schmücken, Blumen zu setzen auf die Gräber der Verfehmten?

Meine Neugierde ward rege, vorsichtig schritt ich durch die Hügelreihen der Stätte des Unfriedens zu. Der Greis hatte meinen Fußtritt vernommen, er erhob sich aus seiner gebückten Stellung, schaute einen Augenblick erstaunt und fragend zu mir herüber und griff an seine Mütze, um einen Gruß mir zu spenden.

Der Regen ließ nach, die Strahlen der Abendsonne kämpften siegreich mit den grauen Wolkengebilden, die Vögel verließen ihr Versteck und die Blätter zitterten erleichtert, wenn die letzten beschwerenden Tropfen zur Erde rollten. Ein Duften und Summen durchzog die Luft und verkündete die Poesie eines herrlichen Sommerabends.

Auf einer schlichten Lattenbank unter der Linde saß ich neben dem Greise. Ich hatte in kurzem, theilnehmendem Gespräch sein Herz gewonnen — jetzt entrangen schwere Worte sich seiner Brust; langsam, sprungweise schritt die Erzählung fort, bisweilen hielt er inne, um sich zu sammeln oder eine Thräne zu verwischen, die verstohlen in den langen Silberbart gerollt war. Ich saß schweigend da, den Blick gerichtet auf die geschmückten Gräber. Aus der Mauer heraus wuchs ein Fliederbusch und neigte sein dunkles Laub über die Schatten der Unglücklichen. Seine feinen schneeweißen Blüthen zitterten im Glanze der Abendsonne und streuten zarten Silberstaub auf Primeln und Tulpen. Gestalten entschwebten den Gräbern, unklar anfangs, gespensterhaft, aber wie der Worte des Alten mehr und mehr an mein Ohr schlugen, gewannen sie Leben und Klarheit.

Es war ein Tag, dem heutigen ähnlich. Die Sonne blinzelte durch die stattlichen Buchenwipfel des herrschaftlichen Parkes und spiegelte sich wider in Millionen von Tropfen, die an Blättern und Gräsern hingen.

Auf den nassen Pfaden wandelten zwei Menschenkinder in stummer Andacht. Die Wangen gerötet von innerer Erregung, den Blick in endlose Ferne gerichtet, schritt er dahin, kraftstrotzend, ein Bild der Gesundheit, und an ihn geschmiegt, hilfesuchend, verzweifelnd, eine zarte, durchsichtige Frauengestalt. An der Biegung des Weges machten sie Halt. Das Landwerk öffnete sich und gewährte eine reizvolle Aussicht auf Dorf und Thal.

„Der Lieblingsplatz meiner guten Mutter! Wie oft hat sie dagesessen im warmen Sonnenschein, mit zärtlichen Blicken mein kindliches Spiel verfolgend und bewachend. Und wenn dann Du in die Ferien kamest, herübereiltest aus dem väterlichen Hause, um die treue Gevatterin zu besuchen, wenn der große Bub sich herabließ, mit dem kleinen Mädchen zu spielen, dann stahl sich wohl ein Strahl freudiger Hoffnung aus ihren Augen und eine glückliche Zukunft stieg vor ihrer Seele auf — doch dann richtete sich der Blick wieder auf den Friedhof dort unten: „Kinder, vergeßt mich nicht, wenn man mir dort die Stätte bereitet hat." Wir verstanden sie noch nicht — ihr Wunsch ist nicht erfüllt, nicht einmal das Grab können wir schmücken. Der ferne Süden, der Heilung bringen sollte, brachte Tod und Ruhestätte. — Jahre sind vergangen, der Vater hat eine neue Mutter mir gegeben — und ich bin ihr Kind nicht geworden." —

„Else! sei ruhig und stark, mein Lieb! Kurze Zeit noch, und wir bauen uns ein eigenes Nest, und Du wirst wieder froh und glücklich!" Er hatte sie mit kräftigem Arme an sich gepreßt und einen Kuß auf ihre Stirn gedrückt. Sie aber schlug die Augen zu ihm auf, und eine bange, bange Frage war darin zu lesen.

Stumm schritten sie wieder dem Herrenhause zu. Keines wagte auszusprechen, was beide bis ins Innerste erregte, sie fürchteten die Kraft zu verlieren. Erst als sie heraustraten